

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 22

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. November 1952

INHALT: Religiöse Motive in der Gegenwartsdichtung: «Gott ist tot!» — Der Weg in die Weltimmanenz — Das Chaos und der Uebermensch — Charakter der christlichen Dichtung — Deus Absconditus — Der sündige Mensch — Die vestigia Dei — Gott: Herr der Geschichte — Herr der sakramentalen Welt — Gott lebt!

Franz Xaver als Missionar (Zum 400. Todestag): Prediger — Katechet — Heiliger.

Vom geistigen Frankreich: François Mauriac — Charles Maurras.

Ex urbe et orbe: Deutschland: Religionsbekenntnis und politische Einstellung — Amerika: Neue Politik?: John Foster Dulles, ein christlicher Staatsmann — Anwalt der Gerechtigkeit — Was ist die C.C.I.A.?

Buchbesprechungen: Soziale Schriften: Howard — Preiser — Clarke.

Religiöse Motive in der Gegenwartsdichtung*

«Gott ist tot»?

Dem Leitmotiv des 75. Katholikentages in Berlin «Gott lebt!» steht kontrapunktisch das andere, von Nietzsche geprägte Wort gegenüber: «Gott ist tot!» Zwischen diesen beiden Aussagen steht heute die ganze Menschheit. Es gibt die vielen, die sich den unheilvollen Spruch zu eigen machen, den Glauben an eine ewige Güte und Vorsehung ablegen und bereit sind, die modernen Verzweiflungen, die damit verbunden sind, bis zum Untergang zu tragen. Ihnen stehen die anderen gegenüber, die ihr Leben daran setzen, das Gesetz Gottes in dieser Welt wiederherzustellen, gegen die Widerstände der eigenen Natur und in der ständigen Gefahr, selbst abzustürzen. Und dann findet sich die unüberschaubare Zahl derer, die zwischen den beiden stehen, bereit, dem mächtigeren Anruf zu folgen, sei es nun, dass sie der Skepsis der Zeit unterliegen, sei es, dass sie sich dem alten Glauben nähern und sich ihm öffnen. Der Querschnitt durch die Zeit zeigt an, in welcher riesigen Spannungen wir leben.

Aber das Bild der Gegenwart wird dadurch nur halb richtig. Zwischen beiden Aussagen liegt auch die bisherige Geschichte des 20. Jahrhunderts. Am Anfang unseres Jahrhunderts steht der Ausspruch des deutschen Philosophen. Er war im Sinne einer leidvollen Feststellung gemeint, dass Gott tot sei in den Herzen der Menschen. Der Satz wurde einer der Angelpunkte der modernen Unruhe. In der Mitte des Jahrhunderts dagegen stellt sich eine riesige Versammlung wacher Menschen unter das entgegengesetzte Bekenntnis, indem sie unter den Augen der materialistischen Welt erklärt, dass Gott für uns lebendig ist. Wir können aus solchen Feststellungen etwas Symptomatisches entnehmen: Das 20. Jahrhundert ist das Zeitalter der Suche nach dem verlorenen Gott. Sie ist die Folge der Erfahrung, dass man ohne Gott nicht leben kann.

Die Dichtung, von der in dieser Stunde die Rede sein soll, bezeugt diese Erfahrung in der deutlichsten Weise. Sie ist eine Dichtung auf der Suche nach Gott, auch wo sie sich atheistisch gebärdet. Schon Nietzsches Ausspruch selbst, wie vieles, was er geschrieben hat, zwischen Philosophie und Dichtung ste-

hend, ist nichts als ein Ausdruck des Entsetzens. Und wir Heutigen können es so wenig wie Nietzsche leugnen, dass die gegenchristlichen Dogmen des 19. Jahrhunderts: eine unverarbeitete Naturwissenschaft, die Erfahrung der überpersönlichen Mächte, der Zweifel an der Freiheit des Menschen, aber auch die Hinwendung zu den ökonomischen Gütern und die damit verbundenen Soziallehren es in ihrem Zusammenwirken vermocht haben, Gott aus den Herzen der Menschen zu verdrängen. Aber der Mensch scheint über die Situation des Jahrhundertbeginns weit hinaus gelangt zu sein. Die Behauptungen seines Intellekts werden widerlegt durch eine unstillbare Sehnsucht.

Der Weg in die Weltimmanenz

Wir müssen die Zeugnisse der Dichtung in dieser Weise verstehen, auch wenn sie Dokumente menschlichen Irrtums sind. Denn der Weg führte vorläufig in noch schwerere Verhängnisse. Da die Zeit daran verzweifelte, in Gott den über aller Schöpfung thronenden Herrn zu erkennen, ging sie die umgekehrte Richtung und suchte ihn im Diesseits unserer Welt. Nietzsche selbst hielt es für seine Mission, einen neuen Gottesglauben zu begründen, in dem er die Erde als unsern Gott erklärte. Das Jenseits unserer empirischen Welt, das ist nun nicht mehr der Himmel und der göttliche Geist, der uns in seine ewige Heimat aufnimmt, sondern die Tiefe unter uns. Das Transzendente ist nicht über uns, sondern unter uns. Hier allein sei Gott zu finden. Der Weg der modernen Gottsuche wird auf diese Weise tragisch und mit Verhängnissen belastet. Denn worauf sah sich der Mensch verwiesen? Was konnte er finden, wenn er unterhalb seiner selbst blickte?

Was er vorfand, war nicht der ersehnte Gott, sondern etwas ganz anderes: das «Leben», das Unbewusste, Ungestaltete, Unvernünftige, mit seinem furchtbaren Doppelgesicht; denn das Leben gebiert und tötet, gestaltet und gestaltet um, entfaltet Formen und vernichtet sie, ist Grauen und Schönheit in einem, Schrecklichkeit und Liebe, Tod und Auferstehung. Es ist fern jedes Sinnes, diesseits von Gut und Böse, in ewigem Selbstgespräch, dem Menschen und seinen Wünschen gegenüber gleichgültig, ein Feind aller Setzungen, ein Feind aller

* Gehalten an einer Arbeitsgemeinschaft des Katholikentages in Berlin.

Ewigkeiten, aber auch ein Feind aller individuellen Gestalten, zu denen ja der Mensch gehört. Was es schafft, scheint es zum Spiel zu schaffen und zieht es ebenso spielerisch wieder in den Abgrund.

Das Chaos und der Übermensch

Diese Erfahrung des «Lebens» bezeugt ein grosser Teil der Dichtung des Jahrhunderts. Aber diese Erfahrung ist selbst nicht Letztes. Sie fordert den Menschen zur Stellungnahme und zur Entscheidung heraus. Wie soll er sich verhalten, wenn der Partner seines Daseins sich in solcher Ungeheuerlichkeit zeigt? Es gibt zwei Möglichkeiten: Die eine verweist den Menschen auf Widerstandslosigkeit und Selbstpreisgabe. Wenn das Leben das Göttliche ist, was könnte der Mensch besseres tun, als sich mit ihm zu verbinden, gleich, ob er sich der umfassenden Liebe oder dem Schrecklichen anvertraut! Es gibt ein rauschhaftes Hinabgleiten in den Lebensstrom, eine mystische Vereinigung mit dem Allgemeinen, eine Hinwendung zum Unbewussten als dem Ursprung und Ausgang unseres Daseins, der Wille zum Dionysischen als der Lebensmitte — es ist die eine der Schlussfolgerungen aus den Lebenslehren Nietzsches. Sie hat die Preisgabe der Individuation, die Auflösung der Person zur Voraussetzung (oder zur Folge). Wir haben ein grosses Beispiel für eine solche Daseinsbetrachtung im Leben und Werk Rilkes; er selbst war auf der Suche nach der «anderen Seite» des Lebens und glaubte sie in einigen wenigen Malen wirklich erreicht zu haben. Im Verlust des Ichs, in der mystischen Preisgabe an das Weltinnere, in der rauschhaften Selbstentrückung soll der Mensch zum Eigentlichen finden. Hier treten ganz neue, fremdartige Begriffe auf. Das Auge wird umgekehrt: an die Stelle des dem Geiste aufgeschlossenen Raumes tritt das «Offene» im umgekehrten Sinne: es ist das «Offene» des Weltinnenraumes, an dem alle Wesen der Welt kraft ihrer Gebundenheit naturhaften Zugang besitzen — bis auf den Menschen, der davon ausgeschlossen ist und nun sein Eigentliches, seine Hinwendung zum Geiste, drangeben muss, um sich den verlorenen Anteil zu sichern. Diesen Weg gehen die vielen, die unter dem Eindruck der Übermacht des Lebens stehen und dieser ihre Hymnen singen. Aber es sind darum keine Hymnen des Lobes geworden, vielmehr sind sie untermischt mit Angst, Grauen und Entsetzen.

Die zweite Möglichkeit aber ist diese: Der Mensch soll die Übermacht des Lebens als einen Anruf betrachten, sich über das Leben zu erheben, mächtiger als die Übermacht zu sein, der Ungestalt seine Gestalt gegenüberzusetzen. Auch diese Lehre gründet sich auf eine Verkündigung Nietzsches: es ist der Sinn des «Übermenschen», dem chaotischen Leben gegenüber die eigene Welt zu begründen. Damit treten wir in einen weiten Bereich des heute herrschenden geistigen Verhaltens: es ist die vielberedete, schlechthin moderne, wenn nicht sogar modische Auffassung, dies allein sei die dem Menschen angemessene und würdige Haltung zur Welt. Sie schliesst ein den Willen zur tragischen Selbstbehauptung am Rande des Abgrunds, zur Übersteigerung des Ichs in der Anschauung des Nichts. Alle grossen Werke seien dem Nichts abgetrotzt, erklärt heute Gottfried Benn. Georges Dichtung ist psychologisch wesentlich dadurch zu erklären, dass er gegen die unheimliche Welt, das Chaos, das «Andere», den Schild des Geistes hält. Im Werke der Kunst, vor allem im Wort, baue der Geist seine Burgen, die ihn gegen die Finsternis schützen; es ist eine Welt des Scheins, die ihm Heimat ist und ihn zu Angriff und Verteidigung bereit macht. In diesem Weltimmanenzglauben liegen die Wurzeln der absoluten Kunst. In der Kunst bewiese der Mensch seine höchste Autonomie. Hier baut er seine eigentliche Welt auf. Die Kunst stehe beziehungslos da, sei Neugründung einer stolzen, selbstherrlichen Welt, Symptom aber auch für die metaphysische Vereinsamung des Menschen, der nicht nur die Welt, sondern Gott endgültig verloren hat und nun angesichts des Nichts leben muss, letztlich im niederdrückenden Bewusstsein seiner Ohnmacht.

Denn was immer man an Grosseem auch auf diesem Wege erwartet haben mag: es ist durch die Erfahrung eines halben Jahrhunderts der Erweis gebracht, dass der Mensch nicht durch sich selbst erlösbar ist, auch nicht durch die höchsten Werke seines Geistes. Darüber gibt sich heute niemand mehr einer Täuschung hin. Der Mensch vermag sich auszusprechen, aber er vermag nicht, sich zu erlösen. Im Gegenteil: die Unerlösbarkeit wird gerade als das Signum des Tragischen hingenommen. Gottfried Benn drückt es vielfach aus: Dichtung sei rein expressiv, ganz monologisch, an niemanden gerichtet, völlig auf sich selbst bezogen, die Verdeutlichung äusserster Einsamkeit. Kunst ist letzte Höhe, ihre Aussage das Letztmögliche, hier endige die Welt. So ist es bei George, bei Rilke, für die Mitte seines Lebens (bis kurz vor seinem Tode) bei Eugen Gottlob Winkler; es scheint auch das letzte Wort Ernst Jüngers zu sein. Das Misstrauen gegen die Welt verhindert jeden Willen, sich loszulassen, auf die anderen Stimmen zu hören — es gebe keine Sicherung des Menschen als im eigenen Ich.

So kommt es, dass ein Teil der Dichtung unserer Zeit von Untergängen und Höllenfahrten berichtet. Das auf den Innenraum der Welt gebannte Auge hat es gelernt, in Abgründe zu schauen. Die Abgründe: das ist einesteils der Mensch selbst mit seinen unbegreiflichen Möglichkeiten — das ist andererseits die undurchdringliche, kraftgefüllte Welt, die böse wie die antike Moira über dem Menschen hängt. Der Jubelruf gegenüber dem Leben ist ganz verstummt. Das Grunderlebnis des Menschen, der die alten Ordnungen verlassen hat, ist dies: Die Welt, in der wir uns befinden, ist weder göttlich noch unendlich noch absolut. Sie ist nichts als fragwürdig und unheimlich. Dem Leben ist nicht zu trauen; es überfällt uns und findet uns wehrlos.

Auf diese Weise erklärt sich die unendliche Melodie der Dichtung über die Grunderfahrungen des heutigen Menschen: den Tod, die Einsamkeit, die Hilflosigkeit und Ohnmacht, die Verzweiflung. Die Grundstimmungen sind Melancholie und Müdigkeit. Die moderne Lebenstrauer umfasst die Skala aller Töne: die der leisen Resignation, die sich der trügerischen Versprechen des Lebens bewusst wird, je mehr es dem Ende zugeht, bis zum Ausbruch der lauten Verzweiflung. Es ist die Enttäuschung des Übermenschen über sich selbst.

Hoffnung auf Licht

Gleichwohl fehlt gerade hier, in den äussersten Positionen, niemals die Hoffnung auf den «Umschlag», auf das «Licht in der Finsternis» (Thomas Mann im «Doktor Faustus»), auf die Stimme vom anderen Ufer. Hinter den schärfsten Formulierungen steht, ausgesprochen oder nicht, die Sehnsucht nach Erlösung, der Wunsch nach der «heilen» Welt, in der die hart und schwer empfundene Zerrissenheit des Menschen aufgehoben wird zugunsten einer höheren Einheit. Inmitten aller Dunkelheit bleibt ein Stückchen Glaube übrig, dass diese Tiefenfahrt zuletzt zu einem guten Ende führt, indem sie eine Wiederherstellung der verlorenen Ordnungen einleitet.

Charakter der christlichen Dichtung

Die christliche Dichtung als die Kündlerin ihrer religiösen Erfahrungen steht nicht ausserhalb, sondern innerhalb solcher Probleme. Sie ist in die Wirrnisse einbezogen und hat Anteil an der Not der Zeit; andernfalls wäre sie nicht in der Lage, Antwort zu geben. Es verdient Beachtung, dass die namhafte katholische Dichtung von Konvertiten geschrieben wird, die in der Auseinandersetzung der Zeit zur Entscheidung gekommen sind. Es gehört zum Bilde unserer Zeit, dass wesentliche evangelische Dichtung von Menschen geschrieben wird, die in ihrer Art Konvertiten sind, indem sie vom Unglauben zum Glauben kamen. Es ist kein Wunder, dass der Dichtung die Schwere der Zeit anhängt, vielleicht wäre sie sonst weniger

Dichtung. Niemand kehrt von den Abgründen ohne Schauer zurück. Aber der Christ versieht alles, was es gibt, mit dem Zeichen des Kreuzes, auch die Abgründe. So sieht die Welt doch verwandelt aus. So auch in der christlichen Dichtung. Sie verkündet das Bild Gottes aus der Fülle der Glaubenswelt heraus. Sie lebt aus dem Vertrauen, nicht aber aus dem Misstrauen und sieht die Welt deshalb mit liebenden Augen. Sie erweitert den Lebensraum der Dichtung um die Dimension des Übernatürlichen und stellt den Menschen in unendliche Weiten: Sie bezieht Sakrament und Gnade, Sünde und Erlösung in ihre Themen ein und krönt auch die menschlichen Verhängnisse durch den Segen Gottes. Den Surrealismus der Tiefe, auf den sich die moderne Dichtung so viel zugute hält, das Verweilen im Abnormen, Kranken, abstrus Phantastischen, löst sie ab durch einen Surrealismus der Höhe: Die empirische Welt des Menschen wird über sich hinaus erhöht durch die unsichtbare Welt der guten Geister, der Vorsehung, die menschliche Geschicke leitet, durch den Zusammenhang von oben und unten, der sich in Zeichen und Begebenheiten kundtut. Zunächst aber ist sie die Kündlerin menschlicher Sorge und Not, ähnlich wie die nichtchristliche Dichtung.

Deus Absconditus

Der «verborgene Gott» oder — nach der sinnvolleren Formulierung Martin Bubers — der «sich verbergende Gott»: das ist eines der Grundmotive der Dichtung unserer Zeit. Man erkennt das ins Christliche gewendete Erlebnis des skeptischen Unglaubens, der von der Nicht-Anwesenheit Gottes spricht. Das Rätsel dieser Welt wird schwer erfahren, das Böse als eine dunkle Realität begriffen. Dass die Menschen zur Probe und Prüfung auf sich allein gestellt seien und nun ihren angemassen Hochmut büssen müssen, durchklingt die Dichtung wie ein Leitmotiv. Für die Zeit, wo Gott seine Hand von der Welt wegzuziehen scheint, haben die Dämonen die Möglichkeit, sich auf dieser Welt auszubreiten und ihr Unwesen zu treiben. Georg Trakl, dessen dichterisches Weltbild noch bis heute in wesentlichen Zügen ungedeutet ist, der Dichter des Todes, der Einsamkeit, der Weltverlassenheit, der Untergänge, erfährt in unsern Tagen seine späte Wirkung aus solchen Voraussetzungen. Elisabeth Langgässers Prosa und Verse sprechen davon mit allem Glanz ihrer verführerischen Sprache. Die Dichtung von Konrad Weiss erhält wenigstens zum Teil von daher ihre schweren Gewichte. Josef Leitgeb hat — nach seinen Gedichten zu urteilen — schwer unter solchen Erfahrungen gelitten. Wir wollen die Reihe nicht verlängern. Auch vermittelt die Dichtung im allgemeinen eher die Vorstellung eines strengen als eines milden Gottes. Dass Gott ein unsichtbarer, unnahbarer, geheimnisvoller, furchtbarer Richter sei, gehört zu den Themen der christlichen Dichtung unserer Zeit. Es ist zu erkennen, dass es auch eine christliche Sorge und Ratlosigkeit gibt.

Der sündige Mensch

Das auffälligste Motiv der gegenwärtigen Dichtung ist der «sündige Mensch». Es ist von Seiten des Christentums die Lösung auf das Rätsel, das der Mensch für jedermann darstellt. Es entspricht dem aus der gegenchristlichen Welt am meisten auftretenden Motiv vom «Riss durch die Welt», vom «Sprung durch das Bild Gottes» (Wiechert). Der Riss durch die Welt geht in Wahrheit durch das Wesen des Menschen, der einmal eine Urschuld auf sich geladen hat und damit das ganze Menschengeschlecht unter einen Fluch stellte. Zwar klingt die Frage Hiobs an unser Ohr (bei Rudolf Alexander Schröder und Claudel), warum all dies so sei. Hier kommt die moderne Not am deutlichsten bei uns herein. Dass diese Welt ein Rätsel sei, voll von schmerzlichen Geheimnissen, kein Paradies, sondern mit Furchtbarkeiten beladen — wir können es ja nicht leugnen, und oft bleibt es auch unsererseits bei der Rätselfrage. Aber die

christliche Dichtung spricht weniger vom Bösen, das der Mensch vorfindet, als vom Bösen, das durch den Menschen verursacht wird. Der Mensch ist von Schuld belastet. Die nichtchristliche Dichtung weiss davon kaum etwas oder nur ausnahmsweise; das ist einer der grossen Unterschiede. Es ist eine Merkwürdigkeit, dass mitten durch die vom Christentum nicht berührte Schriftstellerei Kafkas — ganz fern den Auffassungen unseres Jahrhunderts — die Ahnung auftritt, dass der Zustand unserer Welt durch nichts als durch Schuld zu erklären sei. «Erbarme dich meiner, ich bin sündig bis in alle Winkel meines Wesens... Schiebe mich nicht zu den Verlorenen!» (Tagebücher). Es ist wie ein Durchbruch. In der christlichen Dichtung aber haben solche Eingeständnisse ein ganz anderes Gewicht. In Graham Greenes Roman «Die Kraft und die Herrlichkeit» steht ganz zu Anfang das Bild: «Die glitzernden Welten waren im Himmelsraum wie ein Versprechen — die Erde ist nicht das Universum. Vielleicht war Christus irgendwo nicht gestorben. Er konnte es nicht glauben, dass diese Welt hier, von einem Beobachter dort gesehen, auch in solcher Pracht flimmern sollte: sicher wälzte sie sich schwer im Raum, im tiefen Nebel, wie ein brennendes, verlassenes Schiff. Die ganze Erdkugel war in seine eigene Sünde eingehüllt.» Bernanos' grosses Werk spricht viel davon; seine Welt ist der Nachtseite zugekehrt und wird vom Teufel in Unruhe gebracht. Das Mysterium, womit die nichtchristliche Welt nicht fertig wird, erhellt sich also in der christlichen Dichtung bis zu einem wichtigen Punkte: Der «Riss» wird nicht auf Gott, sondern auf den Menschen bezogen. Freilich bleibt auch dann noch ein Mysterium iniquitatis, ja es wird erst dann ganz unfassbar. Die Teilhabe des Menschen an der Sünde, das ist ja nichts anderes als eine Huldigung gegenüber Mächten, die widergöttlich sind und seinen Ruin herbeiführen wollen. So wird der Teufel in die dichterische Welt hereingelassen, in der Moderne zum ersten Mal bei Dostojewskij, alsdann bei Thomas Mann, wenn auch nur als Halluzination, fürchterliches Spiegelbild des Menschen, sodann bei Bernanos und Langgässer, beide Male in moderner Gestalt: als Biedermann, als Weiphändler, als Lehrer, als mörderischer Matrose. Dies also ist der metaphysische Riss durch die Welt. Der Mensch ist das geschwächte, ungesicherte, versuchbare Wesen; er hat keine Ursache, sich gross vorzukommen, in der Pose des Helden über die Bühne des Lebens zu stolzieren. Er soll sich seine «misère» eingestehen. Bergengruens grosses Novellenwerk beruht zu grossem Teil auf diesem Motiv. Er bedient sich dabei vorzüglich der von ihm so gepflegten Kunstform, die den Menschen auf das Ereignis zuführt, das ihn prüfen soll. Die Selbstsicheren, Stolzen, scheinbar Ungefährdeten werden plötzlich und unvorbereitet aus ihrer gewohnten Sicherheit herausgerissen; sie scheitern, indem sie einer ausserordentlichen Beanspruchung ausgesetzt werden und lernen auf diese Weise ihr Mass kennen. Es gibt heute wohl keinen christlichen Dichter von Rang, der nicht dieses Leiden an der eigenen Unvollkommenheit zum Gegenstand nähme.

Was ist die Aufgabe des Menschen in dieser Situation?

Es ist nichts so wichtig wie die Erkenntnis dieses mit unserem Menschsein verbundenen Zustandes und die richtige Einschätzung unserer selbst. Zu tief sind wir mit der Sünde verstrickt. Sie schreitet mit den Gestalten im Werke von Stefan Andres und bringt sich an entscheidender Stelle in Erinnerung. Die Gestalten im Werke von Gertrud von Le Fort stehen Auge in Auge mit der Sünde. Sie ist die Begleiterin der Menschen Bergengruens. Wir lernen ihre Ursachen kennen, die ganze Skala der Leidenschaften, ungeordnete Liebe, Empörung, Enttäuschung, Abenteuerlust, Machtucht bis zu dem gefährlichsten Anspruch, eine intakte Welt der Vollkommenheit aus der eigenen Autonomie zu begründen.

Der Mensch ist sodann aufgerufen, zu sühnen und zu büssen. Er kann die Dunkelheit — die eigene und die der Welt — nur bannen durch Sühne und — vielleicht stellvertretende. —

Busse. Es gehört zur Auszeichnung des Menschen, dass er dies vermag. In die Macht des Sühnenden ist es gegeben, Verhängnisse von unserm Haupte zu entfernen. Die Betenden vermögen mehr als die im weltlichen Sinne Mächtigen. Sie sind die vielleicht allein Bewahrenden, während die Waffen für Zerstörung sorgen. Reinhold Schneider hat es in dunklen Tagen mit seinen Sonetten vielen zum Trost gesagt. Heute spricht besonders Edzard Schaper in seinen Romanen und Erzählungen von der Macht der im Stillen Büssenden.

Wir dürfen dabei sogar von der Sünde als einer *felix culpa* sprechen. Die Sünder, das sind diejenigen, die bekümmert, wenn auch geduldig auf die Stunde hoffen, wo Gott sie wieder zu sich zieht. Solche Wartenden sind die zentralen Gestalten im Werke von Stefan Andres, der in seinen Romanen ausserordentliche Konstellationen schafft, in denen die Konversionen erfolgen. So wie der Mensch unversehens stürzt, so wird er auch unversehens wieder heimgeholt, durch fast unglaubliche, sicher unwahrscheinliche Ereignisse, die gleichwohl ihre Logik in sich selber tragen. Ähnlich ist es bei Bergengruen, seine Helden endigen in Schuldbekennnis und Reue. Im Roman «Der goldene Griffel» heisst es zum Schluss: «Er wurde geboren, fiel in Schuld und überantwortete sich der Gnade.»

So ist Gott der Herr auch des «sündigen» Menschen, sein Trost, seine Richtschnur, sein Mass. Er holt ihn aus der Einsamkeit heraus und zerschlägt ihm den Wahn seiner Autonomie. Er tut es zu des Menschen Heil; denn es hängt alles davon ab, dass wir nicht uns selbst, sondern Gott als das Ende nehmen.

Die vestigia Dei

Das Vertrauen auf die Anwesenheit Gottes bringt den Menschen wieder in Verbindung mit Natur und Geschichte. Er verlässt die Gewölbe seines eigenen Ichs und tritt in die Räume von Natur und Zeit. Zwar bleibt der dunkle Faden sichtbar, aber es ist zu fragen, wie das Muster aussieht, in das er verwoben ist. Die Natur verliert ihren dämonischen Charakter und wird wieder zur Trägerin der «Spuren Gottes». Auch das Fremde und Unheimliche wird Trägerin göttlicher Botschaften. Die Dinge dieser Welt werden Chiffren und Hieroglyphen, deren Bedeutung zu enträtseln ist. Ernst Jünger wiederholt es oft: die sichtbaren Dinge sind Zeichen für die Unsichtbaren. In ihnen kündigt sich die Transzendenz nicht nur an, sondern sie ist bereits in ihnen enthalten. Das sieht nach einer Wiederauferstehung sehr alter Erkenntnisse aus, nach denen einmal die ganze Schöpfung als *causae secundae* im Verhältnis zur göttlichen *Causa prima* verstanden wurde. Zwar haben wir nicht mehr den naiven Blick früherer Zeiten und müssen die fremden Erscheinungen erst verarbeiten. Aber die Dinge der Welt erhalten doch ihren Symbolwert zurück, den sie immer verlieren müssen, sobald sie für sich allein stehen. So kommen wir zu einer neuen Dingdichtung, die den Formen dieser Welt ihren Sinn nicht gibt, sondern ihn abliest: Brot und Wein, Krug und Becher, Haus und Halle, Keller und Scheuer, Vogel und Fisch. Diese Welt gewinnt auch ihre Schönheit zurück, weil sie, obwohl gefallen, die Zeichen Gottes an sich trägt. Daher die weiten Räume, die Stefan Andres in seinen Romanen durchfährt, die Liebe zur Welt, die Bergengruen in Roman und Lyrik ausspricht, das ist die unvergessene Heimat und Italien. Daher die Liebe von Gertrud von Le Fort zum Schönen in dieser Welt, zu Rom und zu Heidelberg.

Auch die einfachen Dinge werden wieder als schön empfunden. Menschliches Leben innerhalb der Gezeiten des Jahres, Freiheit des menschlichen Handelns in der Gebundenheit an die Vorschrift von Erde und Gestirn, sein Dienst an Haus und Acker, an Familie und Mitmenschen, Vertrauen auf die Frucht seines Fleisses und die göttliche Mitwirkung: das ist die Welt Peter Dörfners, Federers und K. H. Waggerls. Der Mensch und die Erde: das qualvolle Thema der Immanenzdichtung erhält hier einen anderen Sinn. Für die Welt ist der Mensch

zunächst da, aber sie ist Vorstufe zur Ewigkeit. Die Gewalt des Dämonischen wird zwar nicht aufgehoben, aber sie wird eingeschränkt, weil ihr eine Gegenmacht gegenübergestellt wird, vor der sie ohnmächtig erscheint. Die Durchdringung des ländlichen Bereichs wie auch der Stadt mit ihrer technischen Zivilisation durch den christlichen Glauben engt die Macht des Dämonischen oder des für das Dämonische Gehaltene immer mehr ein. Das Vertrauen in die helfende Gnade macht die Tätigkeit auf der Erde heilbringender. Menschliche Arbeit erscheint wieder gesegnet; der engere Raum um ihn gewinnt seine Heimlichkeit zurück.

Gott : der Herr der Geschichte

Auch der Raum der Geschichte tut sich wieder vor uns auf. Ganz war er nie verloren. Das Denken von Ricarda Huch, Gertrud Bäumer und Ina Seidel war immer tief ins Geschichtliche versenkt. Zwischen 1900 und 1925 entstehen die grossen Geschichtsromane von Enrica von Handel-Mazzetti und Sigrid Undset. Wie man sieht, wird mitten in einer geschichtsfeindlichen Zeit der Sinn der Geschichte für die Dichtung von namhaften Frauen bewahrt. Aber auch andere bemühen sich um die Rettung der Kontinuität: Hugo von Hofmannsthal, Peter Dörfner, Rudolf Alexander Schröder. Je mehr wir auf die Gegenwart zuschreiten, desto mehr verstärkt sich die Neigung zu geschichtstheologischer Betrachtung. Sie zeigt sich am stärksten im Werke von Gertrud von Le Fort. Sie ist es, die auch die Frage nach der Verantwortung des Christen in unserer neuheidnischen Zeit behandelt. Was sollen wir tun in einer Umgebung, die in hoffnungsloser Gottentfremdung lebt? Ihre Antwort — am zugespitzten Beispiel und an einem äussersten Fall dargetan — heisst: Wir müssen ihr entgegengehen, so weit wir können. Aber es gibt Grenzen. Das Unmögliche dürfen wir nicht versuchen.

Gott : der Herr der sakramentalen Welt

Diese wird zum ersten Male seit langer Zeit wieder Gegenstand der Dichtung. Gottes Stiftungen werden in die Themen der Dichtung einbezogen. Damit geschieht in der Tat etwas Ausserordentliches. Seine Anwesenheit in Natur und Geschichte wird überhöht durch seine Anwesenheit in der Gnadenwelt der Sakramente. Die Dichtung findet sich stark genug, sich auch diesen Realitäten zu nähern. In Elisabeth Langgässers vielgenanntem Roman «Das unauslöschliche Siegel» handelt es sich um das Sakrament der Taufe, wodurch der Mensch ein unverlierbares Zeichen erhält und auch in den schlimmsten Wirrnissen an seine Auserwählung erinnert wird. Das Sakrament der Ehe wird eines der Leitmotive der unvergessenen Sigrid Undset, die inmitten der menschlichen Wildnis ihrer Romane das Sakrament als Zeichen der Ordnung und der Beständigkeit aufrichtet. Der Priester steht in vielen Romanen unter uns — schon in zu vielen — aber es zeigt sich an den besten doch, wie tief er das Interesse der Gegenwart beansprucht, denn er ist das Gegenteil eines bürgerlichen Menschen, von diesem unterschieden durch die Weihe des Sakramentes, jedoch nicht nur ausgezeichnet, sondern auch überbeauftragt, dabei doch nicht weniger zerbrechlich und versuchbar wie jeder andere und zu retten im Grunde nur durch eines: durch das Sakrament, das ihn zu dem macht, was er ist.

Lobgesang

Am Ende steht das Lob des Einen, des Dreifaltigen, der sich als Vater erweist in dieser sonst so unverständlichen Welt, sie erlöst und geheiligt hat — wir stehen am Gegenpol der Immanenzdichtung, die das Heil in der Erde vergeblich sucht. Die hymnische Dichtung unserer Tage spricht das Lob Gottes aus, des verborgenen und doch offenbaren, des strafenden und doch tröstenden, und wenn auch unsere Zeit dem furchtbaren

Gott des Alten Testaments näher zugewandt zu sein scheint, so erfährt sie doch durch den Glauben, dass die Liebe von oben an uns teilnimmt. Die «heile» Welt ist zwar nicht unter uns verwirklicht, aber sie reicht bis zu uns herab und ergreift uns. Bergengruen, Rudolf Alexander Schröder und Gertrud von Le Fort schreiben grosse hymnische Verse und bekennen sich zu dem Glauben, dass alles, was uns auferlegt sei, Schmerz, Opfer, Kreuz und Leid, sich in Lobgesang verwandeln müsse. R. A. Schröder schliesst sein Nachtgespräch «Der Mann und das Jahr» in der ernstesten Betrachtung Silvester 1945 mit der Anbetung der Dreifaltigkeit. Die Kirche ist Gottes grösste Stiftung. Ihr gelten G. von Le Forts schönste Verse. Dichten ist von jeher ein Schauen und Preisen. Im Lobgesang bietet sie ihr Höchstes.

Gott lebt!

Wir kehren damit zum Anfang zurück. Gott ist tot? Die Dichtung unserer Zeit erhebt sich viel mehr zum entgegengesetzten Bekenntnis. Dies muss uns mit Freude erfüllen. Denn es werden Ordnungen wieder sichtbar, unter deren Verlust wir grenzenlos gelitten haben. Aber noch leben wir in der Krise — und wer könnte sagen, wie lange und wie der Ausgang beschaffen sein wird. Auch sollten wir nicht in billiger Weise jubeln. Es ziemt uns kein Grosstun. Die christliche Dichtung ist zwar mit neuen Kräften gesegnet, aber sie lebt als Kunst von der Gnade des Wortes, und diese wiederum ist nur der

Ausdruck einer höheren Schenkung. So leben wir auch von dieser Seite her im Ungewissen und können nur hoffen, dass es immer eine Schar von Erweckten unter uns gibt, die das Feuer entzündet. Wir müssen wissen, dass mit der Wiederentdeckung Gottes in der Welt und unter den Menschen für uns die Aufgabe verbunden ist, das Unrige zu tun in Demut und Geduld. Auch wir stehen immer am Abgrund. Zudem müssen wir bekennen: Was die Jahrzehnte und mehr geschaffen haben, ist nicht einfach ein Trümmerfeld; vielmehr überschauen wir einen dunkeln Schicksalsweg des Geistes, der vielleicht durchschritten werden musste um unseres Heiles willen. Wer sich heute atheistisch gebärdet, ist nicht immer ein Gottesleugner; viele fragen nur, wo Gott sei. Vielen ist es erst möglich, von der Seligkeit des Glaubens zu sprechen, nachdem der Irrtum durchschritten wurde. Das Wort des evangelischen Theologen Thielicke ist erwägenswert: «Niemand kommt zur Wahrheit und damit zu einem tragfähigen Weg über den Abgrund des Nichts, der sich nicht dem Scheitern stellt.» Und bei Kafka, dem mühsam Ringenden, steht der paradox klingende Satz: «Wer sucht, findet nicht; wer nicht sucht, wird gefunden.» Nicht wir haben Gott, sondern Gott hat uns. Zwischen uns und der Finsternis steht Jesus Christus. Und so mag denn als Letztes, was uns Hoffnung gibt, das Wort Pascals auf die Sucher unserer Zeit angewandt sein: «Wir würden dich nicht suchen, Herr, wenn du uns nicht schon gefunden hättest.»

Wilhelm Grenzmann, Bonn.

Franz Xaver als Missionar

Zum 400. Todestag

Der Name des heiligen Franz Xaver ist untrennbar mit Indien verbunden. In etwa ist das erstaunlich. Denn obwohl seit der Landung des Heiligen in Indien am 6. Mai 1542 bis zu seinem Tod am 3. Dezember 1552 mehr als zehn Jahre vergangen waren, betrug doch die indische Phase seines Apostolates weniger als vier Jahre und zehn Monate. Und selbst dieser kurze Zeitraum war von verschiedenen Reisen in andere Gegenden unterbrochen. Das wichtigste Arbeitsfeld in Indien waren die tamilsprechenden Teile an der Fischerküste und an der Südküste von Travankore. Aber auch da war er im ganzen nicht einmal zwei Jahre, und dieser kurze Aufenthalt verteilt sich auf eine Länge von mehr als 200 Meilen. Trotzdem gilt er als der Apostel Indiens und ist als solcher bekannt und verehrt. Wie kam das?

Als Prediger suchte er, wo er konnte, das Wort Gottes zu verkünden. Er studierte die Sprache der Einheimischen, wenn auch mit viel Mühe. Das Wunder, dass er alle Sprachen verstand und sprechen konnte, ist Legende. Franz Xaver war bei seiner Predigt zur Vorbereitung auf die Taufe mit wenig zufrieden. Er wollte möglichst viele taufen, vor allem die Kinder. Die Geburtenzahl war hoch und die Sterblichkeit ebenfalls. Er erzählt in einem seiner Briefe, dass er mehr als tausend Neugeborene getauft habe, die bald darauf gestorben seien. Aber auch die Erwachsenen führte er sehr bald zum Taufbrunnen, schreibt er doch selber, dass ihn gelegentlich vom häufigen Taufen der Arm geschmerzt habe. Er bestätigt in einem Brief, dass er innert Monatsfrist mehr als zehntausend getauft habe. Das mag heute erstaunen. Aber Franz Xaver hatte den Plan, möglichst rasch neue Missionskräfte aus Europa kommen zu lassen. Deren Aufgabe wäre dann eine Vertiefung des Glaubens bei diesen Neuchristen gewesen. Ausserdem waren diese Menschen primitiv, und so musste der Heilige sich mit dem Allerwesentlichsten begnügen. Und auch das liess er in festen Formeln auswendig lernen. Dazu kam, dass der Heilige in der Taufe den grössten Schutz gegen die Propaganda der Moslem sah. Und schliesslich hatte er vom Lokal-

herrscher die Erlaubnis zum Wirken, konnte aber nie wissen, wann diese Erlaubnis zurückgezogen werde. So musste er die Zeit ausnützen, um möglichst rasch eine grosse Zahl zu gewinnen, um dann später die Vertiefung vornehmen zu können. Auf alle Fälle spricht der Erfolg trotz aller Bedenken zu seinen Gunsten, denn der Glaube ist jenem Fischervolk tatsächlich erhalten geblieben.

Ganz anders war die Arbeit des grossen Missionars in Goa unter den Portugiesen. Er musste sich mit viel Verwaltungsarbeit befassen und vor allem versuchen, eine moralische Besserung dieser Namenschristen zu erreichen. Unermüdlich predigte er, hörte Beicht, besuchte die Kranken und Gefangenen und erreichte tatsächlich eine Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens.

Eigenartig ist, dass er eigentlich kaum die Anpassung betätigte, die wir auf Grund der neueren missionarischen Forschung als unentbehrlich ansehen und die andere seiner Mitbrüder, vor allem De Nobili, so hervorragend geübt haben. Nirgends finden wir bei Franz Xaver eine Spur der Auseinandersetzung mit der Kultur des damaligen Indien oder mit der alten indischen Weisheit der Brahmanen. Er hat zu all dem nur ein Nein. Es war für ihn Heidentum und infolgedessen verwerflich. Er hat überhaupt zu den oberen Klassen der indischen Intellektuellen keine Beziehungen angeknüpft, verlangte auch vom missionarischen Nachwuchs nicht in erster Linie Gelehrsamkeit, sondern Gesundheit, Leistungsfähigkeit und gründliche Tugend. Unter den Portugiesen waren es ja ausserdem gerade die hochstehenden Klassen der Beamten und Offiziere, die ihm am meisten Schwierigkeiten in den Weg legten und über die er sich in seinen Briefen an den König von Portugal bitter beklagte. Eine grundsätzliche Haltung kann aber nicht hinter diesem Vorgehen stehen, denn wir wissen, dass Franz Xaver bei der Missionsarbeit in Japan ganz anders vorgegangen ist. Dort hat er den Kontakt mit den höchsten Stellen gesucht, und für Japan hat er auch wissenschaftlich gebildete Missionare angefordert. In Indien lag

sein Wirkungsfeld an der äussersten Peripherie des indischen Kulturlebens. Davon hat er sich seine Methode diktieren lassen. Um so mehr bleibt die Frage bestehen, warum dann sein Wirken doch solche Erfolge hatte.

Auf einem Gebiet allerdings war er ein Meister. Und gerade das kam ihm bei den Kindern und den schlichten Menschen an der Fischerküste besonders zustatten. Nämlich seine besondere Fähigkeit als Katechet.

Franz Xaver war ein unvergleichlicher Katechet. Er hatte das vom heiligen Ignatius übernommen. Der Ordensgründer legte ein besonderes Gewicht auf den Unterricht der Kinder, in der Hoffnung, von unten herauf eine Erneuerung des religiösen Wissens und Lebens erreichen zu können, so dass im Institut des Ordens der Satz steht: «Sie (die Mitglieder der Gesellschaft Jesu) sollen die Unterweisung der Kinder und der in der christlichen Lehre Unwissenden als ihnen ganz besonders anvertraut betrachten.» Daran hat sich Franz Xaver von Anfang an gehalten. So schreibt er in einem Brief: «Am Morgen lehre ich die Männer, am Abend die Frauen, am Nachmittag nach dem Essen die Kinder.» Und er nennt «diese fruchtbare Arbeit zum Vorteil der Kinder die Wichtigste». Einem seiner Mitarbeiter, P. Barzaeus, schreibt er: «Du selber sollst den Kindern der Portugiesen, den Sklaven, den Männern und Frauen und den einheimischen Christen die Gebete lehren. Überlasse dieses Amt nicht ändern. Denn die Leute, die Dich in der Ausübung dieser Pflicht sehen, sind erbaut, und mehr Leute kommen Dir zuzuhören, um sich die christliche Lehre zu eigen zu machen.» Franz Xaver verfasste für seine Arbeit eigene Katechismen. Er hatte den kleinen Katechismus John de Barros mit nach Indien gebracht. Sein eigener Katechismus hält sich im wesentlichen an diesen Text, fügt aber eine Reihe von ihm selbst verfasster Gebete hinzu. Während seines viermonatigen Aufenthaltes in Tuticorin übersetzte er mit Hilfe von Dolmetschern die wichtigsten Teile ins Tamil. Das war kein literarisches Meisterwerk. Xaver war völlig auf die Dolmetscher angewiesen. 1545 übersetzte er während des Aufenthaltes in Malakka das Credo, das allgemeine Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, das Ave Maria und die Gebote in die malayische Sprache. Der Heilige schrieb bei diesem Anlass: «Es ist peinlich, die Sprache nicht zu kennen.» Mit Hilfe des getauften Japaners Paul übersetzte er diesen Katechismus dann auch ins Japanische. Aber dieser Japaner war ein Mann ohne Bildung. Dementsprechend war auch die Übersetzung sehr mangelhaft.

Neben dem Katechismus, der 1557 in Goa gedruckt wurde, verfasste Franz Xaver noch eine Auslegung des Glaubens, *Declaração da Fé*. Es ist eine ausführlichere Darstellung des Glaubensbekenntnisses. Sie beginnt mit der Darlegung der Schöpfung, worauf die Menschwerdung und das Leben Jesu geschildert werden. Der Heilige hat diese Schrift in Ternate geschrieben. Auch dieses Werk ist durch die Sorge des Heiligen ins Tamil und ins Japanische übersetzt worden und ebenfalls 1557 in portugiesischer Sprache in Goa gedruckt worden.

Als dritte Schrift verfasste Franziskus «*Ordem e regimento*» (christliche Lebensregeln). Das ganze war als eine Art Ergänzung zum Katechismus gedacht und als ein Handbuch für Andachten. Es finden sich darin Morgen- und Abendgebete, Gewissensforschung, Erläuterungen über Todsünde und lässliche Sünde und eine Anleitung für die Kinder, der heiligen Messe zu folgen. Und schliesslich schrieb der Heilige noch eine Unterweisung für Katechisten, in welcher er seine katechetische Methode darlegte und empfahl.

Diese Methode war durchaus originell. An Sonntagabenden versammelte er Erwachsene und Kinder, Arme und Reiche irgendwo im Freien. Dann zogen sie singend in Prozession zur Kirche. In Goa waren es nach dem Bericht des Heiligen jeweils mehr als 300 Kinder. Der Unterricht wurde dann als Frage und Antwort gestaltet und zwar so, dass nicht einzelne die Antwort gaben, sondern die ganze versammelte Gemeinde.

Er begann z. B. mit der Frage: «Glaubt ihr, dass dieser unser Gott der einzige, treue Gott ist?» Alle antworteten: «Wir glauben.» Xaver drang darauf, dass die Antworten zu festen Formeln wurden, die sich auf diese Weise dem Gedächtnis einprägten. So oft ein kleiner Abschnitt behandelt war, wurde das ganze als Gebet formuliert, damit nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz beteiligt sei. Und schliesslich wurde das ganze in Melodien gefasst und als Lied gesungen. Wir entnehmen einem Bericht, dass die Jungen auf den Plätzen, die Frauen und Mädchen in den Häusern, die Arbeiter auf dem Feld, die Fischer auf der See nicht mehr leichtfertige Lieder sangen, sondern das Credo, das Vaterunser, das Ave Maria usw. Der Heilige gab sehr viel auf diesen Gesang, weil dadurch die Lehre in gewinnender Form in die Herzen drang und am besten auch weitergetragen wurde. Franziskus benützte auch die Körperbewegungen zur Katechese. Er liess die Gläubigen die Hände falten, die Arme ausbreiten, sie über der Brust kreuzen, die Augen zum Himmel richten usw., je nach dem Stoff, den sie gerade beherzigen sollten. Und schliesslich hat Franz Xaver die Institution von Laienkatecheten begründet und sehr ausgebaut. Die Unterstützung der Katechisten war für ihn eine grosse Sorge. Als die Paravas einmal 400 Goldpardaos für die Pantoffeln der Königin von Portugal stiften wollten, schrieb der Heilige an die Königin, sie möchte doch auf dieses Geld zugunsten der Katechisten verzichten, denn die mit diesem Geld geretteten Kinder würden die aller schönsten Pantoffeln darstellen. Durch sie werde die Königin zum Himmel getragen. Der Heilige hatte ein besonderes Vertrauen auf die Kinder und benützte sie als Apostel in der Familie und in ihrer ganzen Umgebung.

So originell und anstrengend diese Arbeit auch war, so erklärt sie doch nicht zur Genüge den grossen missionarischen Erfolg des Heiligen. Dieser beruht letztlich weder in seiner Predigt noch in seiner Katechese, sondern in der persönlichen Heiligkeit dieses grossen Missionars, in jener Heiligkeit, deren Charisma eine Strahlungskraft hatte, der man kaum widerstehen konnte.

Franz Xaver der Heilige ist die eigentliche Lösung des Rätsels. Dieser grosse Missionar ist vor allem ein gottverbundener Mensch. Sein Sinnen und Trachten geht auf Gott. Er will nur Gottes Willen erfüllen, Gottes Reich mehren, Gottes Liebe beantworten. Aber seine Gottesliebe ist apostolisch. Er weiss um die Sendung von Gott her und ist sich bewusst, dass alle diese Heidenvölker Gott gehören und zu Gott geführt werden sollen. Daher die Ruhelosigkeit und Rastlosigkeit seines Vorwärtsdrängens. Die ganze Welt gehört Gott. Wie kann man ruhig sein, wenn man neue Welten entdeckt, die von der Liebe des menschengewordenen Gottes nichts wissen? Die Mystik dieses grossen Missionars drängt ihn nicht in die Einsamkeit und in die Stille, sondern treibt ihn im Gegenteil zu den Menschen: *contemplativus in actione*.

Daraus ergibt sich ein Zweites: die Kraft seiner Liebe. Franz Xaver hat schon rein naturhaft geradezu ein Temperament, zu lieben. Es ist durch die Übernatur völlig geläutert und ausschliesslich auf Gott und um Gottes Willen auf die Menschen hingerichtet. Sie spüren bei diesen in fremder Sprache gestammelten Predigten, bei seinem primitiven Unterricht für die Kinder die Glut dieser Liebe. Sie strahlt förmlich aus seinem Wesen und seiner ganzen Gestalt. Und das gibt seinem missionarischen Wirken die eigentliche Durchschlagskraft. Sein Geheimnis ist weder die Intelligenz noch die Methode, sondern die Liebe.

Das Dritte fliesst aus der gleichen Quelle: die völlige Selbstlosigkeit. Er denkt nicht an sich, kümmert sich nicht um sein körperliches oder seelisches Wohlergehen, verbraucht und verzehrt sich völlig im liebenden Dienst für Gott und die Menschen. Das sehen und spüren die Heiden. Keiner ihrer eigenen Brahmanen und Priester lebt in solcher Selbstlosigkeit und strahlt solche Liebe aus. Und so schenken sie ihm ihr volles

Vertrauen. Sie wissen, dass er nichts für sich will, sondern dass er nur ihr Wohl will.

Mit einem Wort: Es ist der Heilige, der Franz Xaver zum grossen Missionar gemacht hat. Ja, vielleicht liegt gerade darin der Plan der Vorsehung, die ihn keine gesicherte Methode ausarbeiten liess und selbst seine Katechismen in unvollständigem Zustand belassen hat, dass eben sichtbar werde, was die eigentliche Kraft dieses Erfolges, das Geheimnis

seines Wirkens war: die Heiligkeit des Lebens. Man wird heute mit Recht auf Grund missiologischer Forschungen und Studien da und dort andere Methoden anwenden. Aber man wird nicht mit besserem Geist und liebenderem Herzen ans Werk der Weltmission gehen können als dieser grosse Missionar, der heilige Franz Xaver.

(Nach den Arbeiten der Patres J. Deeney und A. Pereira S. J., in der Clergy Monthly, Juni 1951.)

Vom geistigen Frankreich

François Mauriac, Dichter der Menschenliebe

Wer steht hinter all den Grossaufnahmen des neuen Nobelpreisträgers für Literatur, François Mauriac? Wer steht hinter diesen seinen unzähligen Romanen, Gedichten, Schauspielen, Zeitungsartikeln? Ist François Mauriac wirklich der erste französische, katholische Dichter, wie allgemein gesagt wird? — Was, nebenbei bemerkt, immer falsch ist, da es im katholischen Raum niemals einen «ersten», sondern nur einen Künstler anderer Art, mit anderer Betonung gibt. — Worin liegt denn sein Katholizismus in seinen Werken, in denen wenig von Gott gesprochen wird, in denen man selten einen Vertreter der Kirche oder ihr selbst begegnet; in welchen die menschliche Leidenschaft und das Triebleben jedes Gebet zu verdrängen scheinen? Werke, in denen auch nicht irgendwelche, mehr oder weniger berechnete, Moral gepredigt wird? — François Mauriac selbst antwortet darauf: «Ich stehe dahinter.» «Das Ich in seiner Einmaligkeit, denn alles was ich schrieb, bin 'ich', ist ein unabdingbarer Teil von mir. Meine Romanhelden mögen erfunden sein, geistig sind sie aber mit mir auf das engste verbunden. Daher kommt es auch, dass sie alle irgendwie verwandt miteinander sind und dass sich ihr Leben in derselben Gegend abspielt, in der ich auf das tiefste verwurzelt bin: in der Umgebung von Bordeaux, in den Feldern, in den Weinbergen unseres schönen, sonnigen Landes.»

Aber gerade hierin zeigt sich der erste Durchblick in Mauriacs katholische Seelenlandschaft. Oder wäre es ohne sie möglich gewesen, dass sich Mauriac aus dem engen Rahmen eines Heimatdichters ins Universelle hätte erheben können und so zu einem in der ganzen Welt berühmten französischen Dichter wurde? Die Herren der Schwedischen Akademie, weltanschaulich zum grössten Teil Protestanten und Sozialisten, haben sicher nicht den katholischen Dichter mit ihrem Preis ausgezeichnet. Gewiss auch nicht nur den formvollendeten Stilisten, den psychologischen Meister, da in dieser Hinsicht Mauriac Ebenbürtige zur Seite stehen. Nein, das Verdienst und die Künstlerschaft Mauriacs muss in etwas anderem liegen, das jeder ernsthafte Leser im übrigen sofort bewusst oder unbewusst empfindet: in der stets gegenwärtigen *Liebe zum Menschen*. Damit sind wir schon im Zentrum seines Wesens, seines Schaffens, aber auch im Zentrum unseres christlichen Glaubens, unserer christlichen Überzeugung. Mauriac lässt seine Gestalten aus seinem eigenen Inneren wachsen. Er kennt keine «Konzeption», sondern er geht diesem Wachsen nach, wie dem seiner leiblichen Kinder. Wir sind überzeugt, dass er nicht einmal wusste, wohin ihn dieses «Nachgehen» führte. Er wusste es genau so wenig, als er wusste, wie sich seine Kinder entwickeln werden, von denen z. B. ein Sohn, Claude, einer der hervorragendsten Filmkritiker Frankreichs, sich betont als ungläubig bezeichnet, währenddem sein Vater den Film im allgemeinen nicht ausstehen kann. Kurz: Mauriac lässt seine Gestalten nach den ihnen eigenen, psychologischen Gesetzen sich entwickeln. Er sagt von sich selbst, dass er keineswegs seine Epoche von aussen beschreiben wollte und dass ihm der Fall Proust sehr geholfen habe, in dem Sinne, «nichts von meiner Epoche würde in meinem Werk erscheinen, das ich nicht zuvor

in mir selbst gefunden habe». Gewiss macht er einen Unterschied zwischen den heutigen Atheisten und Proust, bei dem «Gott abwesend scheint, aber ebensowenig verneint wird, wie die menschliche Seele. . . Die Welt von Proust kann nicht als eine seelenlose Welt bezeichnet werden, wohl aber als eine Welt, in der die Einheit der Person zerstört ist und wo die Seele durch ihre ‚dissecta membra‘ ersetzt wurde».

Weil aber Mauriac zutiefst ein gläubiger Katholik ist, scheint keine seiner Romangestalten auf Gott verzichten zu wollen, oder, wie Mauriac sagt: «Sie verzichten nicht auf die einzige Öffnung zum Himmel, auf diese enge Spalte, durch die noch ein schwacher Strahl dringt. Aber ihr Glaube, der nur den Namen einer letzten Hoffnung trägt auf die sie nicht verzichten, dieser Glaube antwortet auf keine Frage; er antwortet vor allem nicht auf die wichtigste, die an das Mysterium des Bösen rührt.» Für Mauriac ist ein christlicher Romancier derjenige, der sich am wenigsten darum kümmern sollte, seine Kreaturen zu be- oder zu verurteilen, denn «das Urteil in bezug auf seine Gestalten bleibt, ob er will oder nicht, in der Schwebe und wird ohne Unterbruch durch die unsichtbare, aber immer gegenwärtige Gnade in seinem Werk bekämpft». Deshalb erscheinen die Monstren, die oft in seinen Romanen eine Hauptrolle spielen, «nur Monstren in dem Masse, in dem sie sich mit dem Kind in ihnen vergleichen, das nicht sterben will und noch herausleuchtet». Claudel nannte das «die ewige Kindheit Gottes». Mauriac sagt, dass er seinem Gesamtwerk am liebsten den Titel geben würde: «Die Wüste der Liebe.» Und eben weil er sich dieser Wüste bewusst ist, führt ihn die «unsichtbare und immer gegenwärtige Gnade» durch die Nächstenliebe in diese Wüste, in der unbewussten, nie fassbaren Hoffnung, irgendein kleines Stück davon in eine Oase verwandeln zu können. Dies ist auch der Grund, warum Paul Claudel, sein Freund von jeher, heute schreibt: «Seine (Mauriacs) Romane, von einer durchdringenden Beobachtung, in denen aber die Nächstenliebe niemals abwesend ist, liefern eines der besten Beispiele der französischen Parabeln.»

Charles Maurras, Kämpfer um die politische Form

Am 16. November starb im Alter von 84 Jahren der bekannte Politiker und Schriftsteller Charles Maurras. Südfranzose wie Mauriac, ging ihm gerade das ab, was dessen Kern war: die Nächstenliebe. Gläubig wie Mauriac, verliert er seinen Glauben kurz nachdem er in der vierten Klasse des religiösen Kollegs von Aix — taub wurde. Sein ganzes Temperament bäumte sich gegen dieses Unglück auf; er konnte einen «solchen» Gott, der es ihm auferlegte, nicht begreifen. Dieser sein Unglaube aber hinderte ihn nicht, die katholische Kirche zeit seines Lebens wie eine Naturnotwendigkeit für Frankreich zu betrachten. Für ihn war die Form und die Hierarchie alles. Nur durch sie sah er sein «La France seule». Nur durch sie glaubte er es von allen zerstörenden Kräften gesichert. Nur deswegen war er royalistischer als der Roi, beziehungsweise der legitime Kronpräsident selbst. Wer wollte bezweifeln, dass er dadurch zu den Wurzeln Frankreichs, Familie, Dorf, Landschaft, Kirche als Ordnungsmacht, vorsties? In jene

glorreiche Vergangenheit, die wie eine versunkene Glocke auch heute noch ihre Stimme in den Augenblicken der Gefahr ertönen lässt? Es war doch kein Zufall, dass in ihrer Jugend Männer wie Bernanos, Charles de Gaulle und viele andere — wenn man nicht von «der» Jugend sprechen will — diesem Führer begeistert zuströmten! Dass viele Katholiken, die nicht dem Rate Leos XIII. folgten, sich mit der Republik zu versöhnen, in ihm denjenigen sahen, der allein die natürliche Ordnung der Dinge wieder herzustellen gewillt war! Und wurde dieser Sinn für die Form und die Hierarchie nicht auch durch seine Sprache lebendig, die zu den formvollendetsten gehörte, die je eine französische Feder schrieb?

Und doch: in der des Inhalts entleerten Form musste auch die Hierarchie zu einem Schattendasein verurteilt werden. Wie die Säulen der Akropolis, die ihm der reinste Ausdruck des von ihm geliebten Griechenlands waren, so erschien auf seinem Höhepunkt auch sein eigenes Werk: klassische Form, die einsam in die französische Landschaft ragte und nichts mehr trug, noch tragen konnte. Ruinen, die von Menschen angestaunt wurden, welche keine inneren Beziehungen mehr zu ihnen hatten. So kam, was kommen musste: Mitkämpfer für «La France seule», denen der Inhalt über die Form ging, wie einem Bernanos, einem de Gaulle, verliessen ihn. Sein Kampf gegen die Juden, die Protestanten, die Freimaurer und die «métèques» wurde immer heftiger, da er in ihnen die Zerstörer der Form sah. Aus demselben Grund wurde sein Kampf gegen die christlich-soziale Demokratie, insbesondere gegen Marc Sangnier und die Vorläufer des heutigen MRP, immer schärfer, da er sie als seine Hauptfeinde in der Zerstörung der Hierarchie betrachtete. Immer war es der ewige Kampf in Frankreich um Form und Inhalt. Maurras konnte und wollte nicht einsehen, dass auch die Form durch den Inhalt bestimmt wird und dass z. B. die Gotik nicht denkbar gewesen wäre, wenn nicht ein gläubiges Volk an den sich zum Himmel reckenden Kathedralen Frankreichs mitgearbeitet hätte. Das Verkennen der Wachstumsgesetze und das Unverständnis für die notwendige, lebendige Mitwirkung eines aus jeder Vormundschaft sich loslösenden, reifenden Volkes, kurz des sich ständig erneuernden Lebens, brachte ihn sowohl mit der Kirche wie mit dem weitsichtigeren Kronprätendenten in Konflikt. Die erstere verurteilte 1926 die 1889 gegründete Organisation «Ac-

tion Française» und deren seit 1908 erscheinende gleichnamige Tageszeitung, sowie seine Bücher,¹ der letztere seine Art, die Monarchie zu verteidigen.

Von da ab wurde es immer einsamer um ihn und wenn er sich am Anfang des Krieges schliesslich Marschall Pétain und der Vichy-Regierung anschloss, so nicht als «collaborateur» oder gar aus Liebe zu den Deutschen — die er einmal als «Kandidaten für die Zivilisation» bezeichnete —, sondern weil er hoffte, dass der ihm befreundete «Chef d'Etat» — Marschall Pétain — die ihm verhasste Revolution von 1789 überwinde und die Form und Hierarchie Frankreichs wieder wie in der Vergangenheit herstelle. Dass er trotzdem als «collaborateur» verurteilt wurde, mag von seiner inneren Struktur aus gesehen ungerecht gewesen sein. Es war aber nicht zu vermeiden, da seine vehementen Artikel gegen die Juden und alle Andersdenkenden Denunziationen gleich kamen und Opfer zur Folge hatten; de facto also eine Unterstützung und Bejahung des Nazisystems waren.

Dieser letzte Führer einer längst verschwundenen Vergangenheit fand in den letzten Wochen seines Lebens nun doch zur Form auch den Inhalt wieder — den Glauben, und wurde als Sohn seiner Kirche in der Provence beerdigt. Man kann nur mit einem tiefen Mitgefühl an diesen so reich begabten Mann denken, dessen Leben so ganz anders verlaufen wäre, wenn er die Worte Jacques Maritains zu den seinigen gemacht hätte: «L'œuvre de l'esprit est d'ordonner toutes choses dans la charité».

Hans Schwann

¹ Pius X. verurteilte bereits im Jahre 1914 jene Ideen, die auf eine Gleichsetzung des Katholizismus mit der nationalistisch-monarchistischen Staatslehre der «Action Française» hinausliefen, doch unterblieb damals im Hinblick auf die zahlreiche und vielfach hochgestellte katholische Anhängerschaft die Veröffentlichung dieses Urteils. Als in dem Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg die «Action Française» sich wieder als gefährlicher Gärstoff im französischen Katholizismus erwies, ordnete Pius XI. eine neuerliche eingehende Überprüfung der ganzen Frage an, die 1926 zu einer römischen Weisung führte, welche besagte, dass es den Katholiken Frankreichs zwar frei stehe, sich für die Republik oder die Monarchie zu entscheiden, dass die Zugehörigkeit zur «Action Française» und das Lesen der gleichnamigen Tageszeitung aber wegen deren heidnischer Grundeinstellung verboten sei. An diese Entscheidung knüpften sich tiefgreifende Auseinandersetzungen im französischen Katholizismus, die in den Jahren 1926—28 ihren Höhepunkt erreichten und deren lähmende Auswirkungen sich bis in die Zeit des zweiten Weltkrieges hinzogen

Ex urbe et orbe

Deutschland: Religionsbekenntnis und politische Einstellung

Die Nachkriegswahlen haben mit seltener Klarheit den Beweis erbracht, dass in dem sozialen und politischen Kräftefeld das religiöse Moment eine entscheidende Rolle spielt. Eine statistische Bestandesaufnahme fehlte aber bis anhin. Man dürfte daher mit grosstem Interesse die Ergebnisse zur Kenntnis nehmen, die das Allensbacher Institut für Demoskopie über das Verhältnis von religiöser und politischer Einstellung in Deutschland (Bundesgebiet und West-Berlin) vergangenen Oktober veröffentlicht hat.

I. Durchschnittlicher Kirchenbesuch der Gesamt-Bevölkerung:

Regelmässig	28%
Unregelmässig, gelegentlich	24%
Selten	29%
Nie	19%

II. Durchschnittlicher Kirchenbesuch der Katholiken:

Regelmässig	48%
Unregelmässig, gelegentlich	23%
Selten	19%
Nie	10%

III. Durchschnittlicher Kirchenbesuch der Protestanten:

Regelmässig	14%
Unregelmässig, gelegentlich	27%
Selten	38%
Nie	21%

Mehr als ein Viertel, fast ein Drittel, der Erwachsenen des deutschen Volkes bekennt sich zum regelmässigen Kirchenbesuch, mehr als zwei weitere Viertel der Gesamtbevölkerung fühlen sich zur Kirche hingezogen, ohne sie regelmässig zu besuchen. Nur ein Fünftel des gesamten Volkes besucht die Kirche nicht mehr. Aber selbst von diesen sind noch drei Viertel solche, die sich als Katholiken oder Protestanten bekennen, also mehr aus Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit als aus bewusster Ablehnung der Kirche ferne bleiben (cf. Volkszählung des Jahres 1950). Bei den Katholiken geben 48%, bei den Protestanten 14% an, die Kirche regelmässig zu besuchen. Die absolute Zahl der katholischen Kirchenbesucher ist also fast das Dreifache der protestantischen.* Es ist bei der Auswertung der weiteren Zahlen wichtig, dies im Auge zu behalten.

* Selbstverständlich muss die Tatsache berücksichtigt werden, dass den Protestanten der Gottesdienstbesuch nicht zur schweren Pflicht gemacht wird.

IV. Kirchenbesuch und Parteizugehörigkeit der Gesamt-Bevölkerung:

Von den *regelmässigen* Kirchenbesuchern bekennen sich:

- 57% zur CDU (Christlich-demokratische Union)
- 18% zur SPD (Sozialistische Partei Deutschlands)
- 9% zur FDP (Freie Demokratische Partei)
- 4% zur Bayernpartei
- 2% zur Deutschen Partei
- 1% zur KPD (Kommunistische Partei Deutschlands)
- 9% zu anderen Parteien

Von den *unregelmässigen* Kirchenbesuchern bekennen sich:

- 28% zur CDU
- 36% zur SPD
- 16% zur FDP
- 6% zur Bayernpartei
- 3% zur Deutschen Partei
- 1% zur KPD
- 10% zu anderen Parteien

Von den *selteneren* Kirchenbesuchern bekennen sich:

- 17% zur CDU
- 46% zur SPD
- 19% zur FDP
- 2% zur Bayernpartei
- 5% zur Deutschen Partei
- 1% zur KPD
- 10% zu anderen Parteien

Von den *Fernbleibenden* bekennen sich:

- 10% zur CDU
- 45% zur SPD
- 18% zur FDP
- 1% zur Bayernpartei
- 5% zur Deutschen Partei
- 6% zur KPD
- 15% zu anderen Parteien.

Die CDU hat ihre Stärke eindeutig bei den überzeugten, praktizierenden Gläubigen. Im gleichen Mass wie der Kirchenbesuch abnimmt, nimmt auch die Liebe zur Partei ab. Daraus erhellt, dass jede Förderung religiöser Gleichgültigkeit auch diese Partei schädigen muss.

V. Kirchenbesuch und Parteizugehörigkeit bei Katholiken und Protestanten:

1. Katholiken:

Es bekennen sich von:	zur:		FDP/ DVP	zu andern Parteien
	CDU	SPD		
regelmässigen Kirchenbesuchern	67%	16%	3%	14%
unregelmässigen Kirchenbesuchern	28%	39%	7%	26%
selteneren Kirchenbesuchern	25%	54%	13%	8%
Fernbleibenden	14%	45%	16%	25%

2. Protestanten:

Es bekennen sich von:	zur:		FDP/ DVP	zu andern Parteien
	CDU	SPD		
regelmässigen Kirchenbesuchern	40%	21%	26%	13%
unregelmässigen Kirchenbesuchern	27%	34%	21%	18%
selteneren Kirchenbesuchern	18%	43%	17%	22%
Fernbleibenden	7%	44%	15%	34%

Ein Übergewicht der überzeugten Katholiken in der CDU ist unverkennbar. Auf Messziffern gebracht, kommen auf 45 Katholiken, welche dieser Partei zustimmen, nur 24 Protestanten, welche sie gutheissen. Das entspricht ungefähr einem Verhältnis von 2 : 1.

Bei der SPD dagegen treffen auf 31 Katholiken etwa 43 Protestanten (2 : 3). Beachtenswert ist der verhältnismässig hohe Anteil der regelmässigen Kirchenbesucher bei der SPD, bei den Protestanten 21%, bei den Katholiken 16%. Jeder fünfte Protestant und jeder sechste Katholik, welcher angibt, ein regelmässiger Kirchenbesucher zu sein, gibt an, der SPD nahe zu stehen. (Ob der Grund dieser Erscheinung darin zu suchen ist, dass diese Personen zwar kirchlich sein möchten, aber keine Partei finden, welcher sie einerseits weltanschaulich nahestehen und andererseits auch ihre wirtschaftlichen Interessen anvertrauen möchten?) Auf's Ganze gesehen, nimmt die Vorliebe für die SPD stetig in dem Grade zu, in welchem die Häufigkeit des Kirchenbesuches abnimmt. Immerhin ergibt eine Umrechnung auf die Quersumme 100%, dass bei den Katholiken, die der SPD zuneigen, mehr als sechs Siebtel, und bei den Protestanten mehr als drei Viertel noch kirchlich eingestellt sind. Ob die Leitung der Partei dies immer vor Augen hält?

Bei der FDP/DVP fällt der geringe prozentuale Anteil von 3%, welche sie unter den regelmässigen *katholischen* Kirchenbesuchern haben, sofort ins Auge. Das Interesse für diese Partei nimmt in dem Masse zu, je seltener der Kirchenbesuch wird. Bei den *Protestanten* verhält es sich umgekehrt. Diese Erscheinung dürfte mit der Inferiorität der Katholiken in der freien Wirtschaft zusammenhängen.

Amerika: Neue Politik?

John Foster Dulles, ein christlicher Staatsmann

(Vorbemerkung der Redaktion.) Der folgende Kurzbeitrag dürfte unsere Leser nicht nur als Zukunftsperspektive interessieren, sondern auch deshalb, weil er die Friedensbemühungen des Protestantismus während der letzten Kriegszeit hervorhebt, die neben denjenigen des Vatikans zu den bedeutsamsten christlichen Unternehmungen jener Zeit gehören.

John Foster Dulles Aussenminister der Vereinigten Staaten, das ist eine Nachricht, die alle Christen angeht. Denn dieser Mann, der heute im 65. Lebensjahr steht, ist ein christlicher Staatsmann mit einem ausgeprägten und bewährten Verantwortungsbewusstsein. Von Haus aus ist er Presbyterianer, also reformiert. Sein Sohn ist Jesuitenpater, aber das ist mehr interessant als wichtig für seine eigene Persönlichkeit oder gar für seine Politik. Man weiss, dass er zu den reichsten Finanzanwältinnen von New York gehört, dass er Asienfachmann ist und Internationalist, d. h. das Gegenteil von Isolationist. Er war Berater Trumans und Verfasser des japanischen Friedensvertrages. Aber das alles sagt nicht genug, so wenig wie seine Angriffe der letzten Zeit auf die Politik des «Pentagon», der er vorwarf, sie trage ihre Niederlage in sich selbst, weil man nicht das bolschewistische Problem mit einer militärischen Abriegelung der Sowjetunion lösen könne. Dulles scheint eine Revolutionierung der Satellitenstaaten im Auge zu haben. Aber was steht dahinter?

Wir besitzen nun eine Reihe von Dokumenten, aus denen der christliche Staatsmann zu uns spricht. Dulles war während des Krieges Vorsitzender der Kommission des amerikanischen Kirchenbundes «für das Studium der Grundlagen eines gerechten und dauerhaften Friedens». Er hat in dieser Zeit viel getan, um dem Kurs Roosevelt—Morgenthau zu widerstehen. Er gehört sodann zu den prominentesten Mitgliedern der C. C. I. A., d. h. der «Ständigen Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten», einer Abteilung des «Welt-rates der Kirchen», die 1946 in Cambridge gegründet wurde

und 1948 die Bestätigung der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam erhielt. Im Rahmen der 4. Sektion dieser Konferenz hat Dulles, schon damals der präsumptive Aussenminister der USA, sein weltpolitisches Programm entwickelt, bei dessen Formulierung sein ökumenischer Berater, der amerikanische Direktor der C. C. I. A., Dr. Nolde, mitwirkte. Er mag damals noch gewisse Rücksichten auf den russischen Verbündeten genommen haben. Was besagen diese Tatsachen?

Anwalt der Gerechtigkeit

Geht man die Kundgebungen der amerikanischen Kirchenkommission während des Krieges durch, so treten folgende Gedanken hervor: Die erste Kundgebung vom Februar 1940 in Philadelphia wendet sich sogleich gegen die Selbstgerechtigkeit und spricht die Mitverantwortung aller Nationen und auch der Kirchen am Kriege aus. Dem engstirnigen Nationalismus und eigensüchtigen Imperialismus wurde die universale Bruderschaft der Christen entgegengestellt, besonders mit denen, die von ihren christlichen Brüdern im Ausland abgeschnitten waren. Für die Christen in Deutschland, auch für die christliche Widerstandsbewegung, war das ein Trost. Die nächste Kundgebung vom 11. Dezember 1940 in Atlantic City wagte es, die Mitschuld Amerikas an dem Ausbruch des Krieges zu erklären. Amerika habe seine Verantwortung nicht nach dem Masse seiner Macht wahrgenommen, um diesen Krieg unmöglich zu machen. Wieder ein Bekenntnis zur Einheit in Christus. Im März darauf wurde in Delaware diese Mitverantwortung genauer umschrieben und gefordert, dass man die internationalen Beziehungen in Übereinstimmung zum sittlichen Gesetz bringe, Gedanken, die an die Weihnachtsansprachen Papst Pius XII. erinnerten. Die amerikanische Politik aber wurde in Delaware beschuldigt, sie sei wirtschaftlichem Profit nachgegangen, statt für eine Ordnung der Weltwirtschaft zu sorgen. Eine letzte Botschaft vom Januar 1945 leitet bereits zu einem positiven Friedensprogramm über und fordert, Amerika möge ein Höchstmass an Zusammenarbeit für die europäischen Völker, eingeschlossen Deutschland, erstreben. Die Kirchen bekennen sich zu ihrer Verantwortung für den Wiederaufbau Deutschlands, ein Gedanke, der dann wirklich in die Tat umgesetzt worden ist. Es liegt auf der Hand, dass dies nicht Gedanken der Regierung Roosevelts waren. Die gleichen Kreise sind denn auch massgebend beteiligt gewesen, dass der Morgenthauplan durch den Marshallplan abgelöst wurde.

Was ist die C. C. I. A.?

Die «Ständige Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten» ist nicht etwa ein Instrument von Foster Dulles. Dieser ist eine von den vielen politischen Persönlichkeiten, welche diese Kommission in allen Ländern heranzieht, um sich über die politische Entwicklung in allen Gebieten zu unterrichten und zu versuchen, entstehende Spannungen rechtzeitig zu lösen. Sie ist also kein Staatssekretariat und keine «Kongregation für ausserordentliche Angelegenheiten», aber dennoch ein sehr ernst zu nehmendes Clearingzentrum, dessen Kraft und Geschmeidigkeit gerade darin liegt, dass hier Männer in freier Initiative die christliche Verantwortung gegenüber der Welt erörtern und dann in die praktische Politik einzufädeln suchen. Die Kommission hat Vertreter bei der Uno und unterhält bereits in vielen Ländern Nationalkomitees. Den deutschen Ableger leitet vorläufig Bundesminister a. D. und Präses der evangelischen Generalsynode, D. Heinemann.

Es ist auch nicht so, dass die politische Generallinie der Kommission immer feststünde. Zum Beispiel scheint sie sich im Falle des Koreakrieges geirrt zu haben. Denn als der Zentralausschuss des Weltkirchenrates im Juli 1950 von Toronto aus die «Polizeiaktion der Uno» billigte, gab es eine ziemliche Krise. Der chinesische Mitpräsident des «Weltrates der Kirchen», Prof. Chao, trat zurück, und die Sprecher der «Jungen Kirchen» Asiens protestierten gegen eine so einseitige Stellungnahme. Die Sache des Christentums dürfte niemals in Asien imperialistische Platzhalter wie Bao Dai und Syngman Rhee unterstützen. Die christliche Botschaft müsse immer irgendwie pro-asiatisch sein und die soziale Gerechtigkeit wie die Würde der Person vor den Interessen der Kirchen und der Christen vertreten. Dieser asiatische Protest hat sehr viel dazu beigetragen, dass der «Weltrat der Kirchen» sich jeder Kundgebung eines Kreuzzuges gegen Moskau enthält. Das geschieht auch mit Rücksicht auf die Bruderschaft zu den Christen in der Sowjetunion, mit denen man auf jede Weise in Beziehung treten möchte, obwohl bekanntlich der Patriarch von Moskau den «Weltrat der Kirchen» als ein Werkzeug des Imperialismus verurteilt.

Friedlicher Wettbewerb mit den Sowjets

Der Leitgedanke des Amsterdamer Programms von J. F. Dulles lautete: «Der christliche Bürger in einer sich wandelnden Welt.» Der Christ müsse jeden Wechsel begrüssen, wenn er Besserungen bringe und mit guten Mitteln herbeigeführt wird. Dazu rechnet Dulles nicht das Mittel der Gewalt. Das Ansehen der Christen habe durch die Häufigkeit der Kriege in der Welt gelitten. Darum sei es ihre Aufgabe, internationale Rechtsordnungen zu schaffen, aber auch dabei nicht gewaltsam vorzugehen und jeden zur Teilnahme zu zwingen. Der Ausbau eines internationalen Rechtsbewusstseins werde um so besser vor sich gehen, wenn die friedlichen Methoden zur Vermeidung des Krieges und zur Herbeiführung eines Wechsels zunächst nur unter wenigen Teilnehmern funktionieren.

Sodann entwickelt Dulles eine ziemlich illusionslose Analyse des Stalinismus, bei der er dann allerdings sagt, der Stalinismus enthalte auch gute Gedanken und sei als Antithese gegen den Zarismus zu verstehen. Schliesslich habe er das Gute, die Demokratien zum Nachdenken über soziale Reformen anzuregen. Die sozialen Endziele des Kommunismus mögen mit denen der Christenheit verwandt sein, die Mittel seien aber sehr verschieden. Wenn es im Programm des Stalinismus liege, dass die klassenlose Gesellschaft durch «eine Serie furchtbarer Zusammenstösse mit der bürgerlichen Welt» herbeigeführt wird, so müssten die Christen gerade das verhindern und einen friedlichen Wettbewerb mit dem sowjetischen Wirtschaftssystem, einen «dynamischen Frieden», ertragen. Sie müssten sich jedem Versuch entgegenstellen, die Sowjetunion kriegerisch zu vernichten. Das wäre nicht nur Wahnsinn, es führte auch dazu, dass die westliche Welt sich vor den notwendigen sozialen Reformen drücke, deren Durchführung das wirksamste Mittel gegen die Ausbreitung des Kommunismus sei. Dulles hält — oder hielt — also die an sich leicht zu erreichende Entfesselung eines ideologischen Kreuzzuges gegen die Sowjetunion für ebenso verwerflich wie die Gewaltmethoden der Sowjets. Die Christen hätten genug daran, den Ausbau «verantwortlicher Gesellschaften» zu fördern, und es sei Sache der Kirchen, ihre Gläubigen dafür zu erziehen.

J. P. Michael

Buchbesprechungen

Howard S. Ellis: A Survey of Contemporary Economics. Verlag: The Blakiston Company, Philadelphia-Toronto, 1949. 490 Seiten.

Der vorliegende Band, der in wenigen Jahren mehrere Auflagen erlebt hat, beansprucht ein besonderes Interesse sowohl wegen der Methode der Darstellung wie wegen des vielseitigen Inhaltes. Er ist wohl eines der besten Dokumente der nordamerikanischen zeitgenössischen Nationalökonomie, das es erlaubt, in einem Überblick die wichtigsten Themen und Stellungnahmen aus erster Hand kennen zu lernen.

Die Methode: Der Herausgeber liess 13 der wichtigsten diskutierten Themen von einem hervorragenden Autor bearbeiten, und gleich anschliessend von zwei weiteren Kennern der Frage diese Darstellung einer kritischen Prüfung unterziehen. So wird jedes Thema tatsächlich von drei verschiedenen Autoren, aber nicht unabhängig voneinander, sondern mit Bezug auf die Hauptdarstellung, dem Leser vor Augen geführt und diesem (die Replik fehlt jeweils!) das Urteil überlassen.

Inhaltlich kommen alle grossen Strömungen vom äussersten Liberalismus bis zum kräftig roten Sozialismus mit ihren Anliegen und Prognosen zu Wort. Um nur einige Namen zu nennen: B. F. Haley und J. M. Clark (Wert und Verteilung), W. Fellner und G. Haberler (Beschäftigungstheorie und Konjunkturzyklen), J. K. Galbraith und A. D. H. Kaplan (Monopole und Konzentration wirtschaftlicher Macht), L. A. Metzler und J. W. Angell (über die Theorie des internationalen Handels), L. C. Reynolds, Clark Kerr und Summer H. Slichter (über «Economics of Labor»). Je ein besonderes Kapitel ist der Entwicklung und Verwendung des Nationaleinkommens, der Geldtheorie, der Analyse des dynamischen Prozesses, der eine Zeitlang sehr beliebten Econometrie und der sozialistischen Wirtschaft (A. Bergson, F. Graham, S. Lerner) gewidmet.

Der Band schliesst mit einem Kapitel über die Zukunftsaussichten des Kapitalismus, die von David McC Wright, F. Knight, P. M. Sweezy verschieden und allseitig kritisch, aber nicht einfach negativ beurteilt werden; man glaubt an eine Fortentwicklung und Umwandlung von ziemlicher Intensität, aber nicht an ein Ende.

Es ist nicht möglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Der ganze Band macht einen vorzüglichen Eindruck, da die meisten der Autoren zwar nicht von der Beobachtung tatsächlicher Vorgänge und wenig von abstrakten Ableitungen ausgehen, dann aber, entgegen der landläufigen Erwartung, in durchaus grundsätzliche Erwägungen vorstossen und so ein weiteres Zeugnis dafür darstellen, dass auch in den USA die eigentlich geistig-theoretische Arbeit entschieden an Boden gewinnt.

Preiser Erich: Die soziale Problematik der Marktwirtschaft. Schriftenreihe der Hochschule für politische Wissenschaften. Isar-Verlag, München, 1951. 25 Seiten.

Ein lesenswertes, aufgeschlossenes Heft, das einen Vortrag des Heidel-

berger Professors für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften wiedergibt. Preiser steht für die soziale Marktwirtschaft gegen die Kommandowirtschaft ein, kritisiert aber ebenso den Neoliberalismus als ungenügend, wenn dieser annimmt, mit der Wiederherstellung einer vollkommenen Wettbewerbsordnung sei es getan. Unter dem Titel «Soziale Gerechtigkeit» tritt er für eine vermehrte Besitzbildung beim Proletariat durch Gewährung höherer Löhne ein. Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit werden Recht und Grenzen der Keynes'schen Theorien von der Vollbeschäftigung deutlich gemacht. Preiser setzt sich ferner für eine aktive Konjunkturpolitik ein, die sich auch vor Kreditschöpfung und Staatsverschuldung nicht scheut, falls diese zur Erhaltung und Steigerung der Beschäftigung notwendig sind.

Zwei Vorbehalte seien gemacht. Auch mit der Besitzbildung allein (so wertvoll diese ist) ist das Problem der Entproletarisierung nicht gelöst. Das zeigt schon allein die Krise des Mittelstandes zur Evidenz. Ferner ist die strukturelle Arbeitslosigkeit nicht allein mit Schaffung weiterer Arbeitsmöglichkeiten, sondern in vielen Fällen eben durch entsprechende Umstrukturierung der Volkswirtschaft zu lösen. — Wir möchten aber die lehrreiche Schrift dem Studium empfehlen und gleichzeitig auf die Reihe hinweisen, in der sie erschienen ist.

Clarke Vera M.: New Times, new Methods and new Men. Verlag George Allen and Unwin Ltd., London, 1950. 149 Seiten.

Der bemerkenswerte Band stellt mit Entschiedenheit die menschlichen Beziehungen in der Industrie und besonders im modernen Industriebereich in den Mittelpunkt der Erörterung und stellt fest, dass das Wunder unserer Zeit nicht die Maschine, sondern der Mensch sei. Er geht von den Verhältnissen in der englischen Industrie, den Erfahrungen der Kriegsindustrie, und der Kenntnis der besten neueren Schriften aus und legt den Nachdruck auf die Grundsätze und Ziele moderner Industrieführung; dabei wird vor allem der Blickpunkt des Unternehmers und Managers, aber in sehr aufgeschlossener Weise, entwickelt. Der Verfasser ist Personalchef eines Grossunternehmens, sein Buch besitzt ein Geleitwort von R. C. Wilson, dem Präsidenten und Generaldirektor der Newforge Organisation, Belfast. — Das Schlusskapitel «Where do we go from here?» beginnt mit dem Satz: «Die Zukunft ist kein Glücksspiel, sondern sie wird gemacht von Augenblick zu Augenblick: sie wird geformt von der Qualität unseres Denkens, unserer Erkenntnis, Erfindungskraft, Entschlussfähigkeit und unserem Mut. Es ist verhängnisvoll, wenn wir Angst haben vor der Zukunft, vor Entscheidungen, vor entschlossenem Wechsel, vor Entdeckungen; es ist verhängnisvoll, wenn wir uns angstvoll drücken vor dem Glauben an die ewigen Werte, die morgen dieselben sein werden wie gestern, wie heute und immer». Und mit vollem Recht wird betont, dass endlich viel von der menschlichen Qualität der industriellen Führer abhängt, von ihrer menschlichen und nicht bloss fachlichen Qualität.

J. David

NEUE



BÜCHER

Richard Gutzwiller

MEDITATIONEN II

256 Seiten. Leinen. Fr. 8.90

Ein Betrachtungsbuch über das Evangelium des Matthäus für den gebildeten Laien. «Es gibt kühne und für Betrachtungsbücher ungewohnte Sätze darin, aber man ist dankbar, sie zu lesen.»

Robert de Langeac

GEBOGENHEIT
IN GOTT

176 Seiten. Leinen. Fr. 8.60

Sammlung Licht vom Licht NF Bd. 2. Ein Buch der Innerlichkeit, das seit seinem Erscheinen zu den wichtigsten mystischen Schriften unserer Zeit gezählt wird.

Thomas Merton

DER AUFSTIEG ZUR
WAHRHEIT

320 Seiten. Leinen. Fr. 15.80

Merton wurde durch «Der Berg der sieben Stufen» weltberühmt. In seinem neuesten Werk beschäftigt er sich mit dem Sinn des menschlichen Daseins in unserer verwirrten Zeit.

BENZIGER VERLAG

LEO BRADY

«AUF DES SCHICKSALS SCHNEIDE»

276 Seiten, Ganzleinen, dreifarbiges Schutzumschlag, DM 9.80

Der junge Lastwagenfahrer Martin Lynn besitzt nur einen Menschen auf der Welt: seine Mutter. Als sie nach einem Leben in Armut stirbt, will er ihr als letztes Zeichen seiner Kindesliebe ein pomphaftes Begräbnis ausrichten. Er versucht, dem Pfarrer der Gemeinde seinen leidenschaftlichen Wunsch verständlich zu machen. Aber die Gemeinde ist zu arm, um die übersteigerten Forderungen des jungen Mannes erfüllen zu können, der Geistliche muss ablehnen, so wie er einst das kirchliche Begräbnis von Martins Vater, der Selbstmord verübt hatte, ablehnte. In rasender Enttäuschung glaubt Martin in dem Geistlichen seinen Feind und Widersacher zu sehen und erschlägt ihn in plötzlich aufwandelndem Zorn. Bald ist die Kriminalpolizei auf Martins Spuren. Der junge Kaplan der verwaisten Pfarrei entdeckt den Namen des jugendlichen Mörders, den er jedoch vor der Polizei so lange in Schutz nehmen möchte, bis er sich freiwillig dem ewigen Richter bekennt. Martin geht zu seinem Arbeitgeber, um von ihm Geld für die Bestattung seiner Mutter zu leihen, doch auch hier wird er abgewiesen. Nach einer Begegnung mit der Nichte des Ermordeten, treibt es ihn an den Sarg seines Opfers und schliesslich an das Todeslager seiner Mutter, wo er der Toten seine furchtbare Tat bekennt. Er erkennt, dass seine Handlung falsch war und offenbart dem jungen Kaplan seine Schuld. Dieser aber weiss, dass Martin nach Verbüßung seiner Strafe als gläubiger Mensch sein Schicksal meistern wird.

KEMPER VERLAG HEIDELBERG

Freunde unseres Hauses bitten wir um ihre Anschrift, damit wir sie regelmässig über unsere Neuerscheinungen unterrichten können.

Manuel Galvez

Karawane der Sünder

Roman — 168 S. — Ln. — Fr. 9.50
«Der Autor hat mit dem Roman namentlich in Frankreich ein starkes Echo gefunden. Satan verkörpert sich diesem Beichtiger im verrannten Hass auf alles Menschliche, auf den Menschen, den er vom Beichtstuhl aus klafertief stürzen und klafertief leiden sieht und ebendaher lieben muss.» Die Zeit.

Dick Ouwendijk

Die satanische Trinität

Roman — 486 S. — Ln. — Fr. 12.40
Dummheit, Heuchelei und die beängstigende Geruhsamkeit der heutigen Gesellschaft haben im Autor eine brennende Unruhe hervorgerufen. Bei ihm bewahrheitet sich Maritains Ausspruch, dass nur der Christ ein vollendeter Romanschriftsteller sein könne, weil er allein zu ahnen vermöge, was im Innersten des Menschen wirklich vorgehe.

Béla Just

An den Pforten der Hölle

Roman — 348 S. — Ln. — Fr. 10.80
Just zeichnet aus eigenem Erleben heraus das Schicksal seiner ungarischen Heimat unter der kommunistischen Herrschaft. Just's Buch ist ein Beitrag zu dem erbitterten Kampf mit den Mächten aus dem Abgrund, der bereits über die ganze Erde geht und in dem der Sieg nur noch im Martyrium liegen kann. (Welt und Wort)

Schweiz. Generalauslieferung

CHRISTIANA-VERLAG

Zürich 52, Telephon 46 27 78

Verbilligte Bücher

- Dr. August Adam, **Der Primat der Liebe.**
225 S., Halbleinen, früher DM. 4.80, jetzt DM. 2.80.
- Hugo Lang OSB, **Gottes gute Welt.**
Die kirchliche Schöpfungslage. 116 Seiten, Leinen, früher DM. 5.90, jetzt DM. 1.90.
- Josef Fischer, **Die Völkerwanderung.**
364 Seiten, früher DM. 21.—, jetzt DM. 6.50.
- Der gültige Gottesstaat.** Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Dr. Jos. Fischer. 234 Seiten, geb., früher DM 6.—, jetzt DM. 2.80.
- Arthur Klein, **Carl Hilty — der Christ.**
137 Seiten, geb., früher DM. 5.40, jetzt DM. 1.80.
- Thomas von Kempen, **Das Rosengärtlein.**
88 Seiten, Pappband, früher DM. 2.70, jetzt DM. 1.80.

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos.

Buch und Presse, Versandbuchhandlung, Heidelberg-O,
Schliessfach 140

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telephon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842:

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.-Rh., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—. Einzahlungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch, Scheckkonto 65.707.

Von hundert Büchern sieben sind wie für Dich geschrieben

- Karl Fry, **Kaspar Decurtins, Der Löwe von Truns, Band II, Ganzleinen, illustriert, Fr. 20.—.**
- Romano Guardini, **Lebendiger Geist, Leinen, Fr. 9.15. Der Verfasser ist «Friedenspreisträger 1952» des deutschen Buchhandels.**
- Richard Gutzwiller, **Meditationen über Matthäus, Bd. I/II, Taschenformat, Leinen, Fr. 8.90.**
- Gertrud von Le Fort, **Die Letzte am Schafott, Novelle, Leinen, Fr. 7.90. Die Autorin ist Trägerin des «Gottfried-Keller-Preises 1952».**
- François Mauriac, **Der Stein des Anstosses. Ein Bekenntnis. Uebertragen von Hans Urs von Balthasar. 80 Seiten, Fr. 6.50. Dem Autor wurde der «Nobelpreis 1952» zugesprochen.**
- Francesco Olgiati, **Mitten unter euch steht Einer, Den ihr nicht kennt. Aus dem Italienischen übertragen und bearbeitet von Lothar Schläpfer, Ganzleinen, Fr. 15.80.**
- Karl Wick, **Abendbriefe. Zusammengefasste aktuelle Essays und besinnliche Anregungen aus Radiosendungen 1950—51 des geschätzten Kulturpolitikers. Ganzleinen Fr. 6.80.**

Legen Sie diese Bücher auf Ihren Weihnachtstisch!

Bestellungen nimmt gerne entgegen:

FONTANA-VERLAG P. Grämiger, ZÜRICH 1

Versandbuchhandlung, Gessner-Allee 38, Tel. (051) 25 47 47

Es gibt illustrierte Zeitungen und illustrierte Zeitungen ... Abonnieren Sie eine, die den Namen zu Recht trägt: **WOCHE**, die neue schweizerische illustrierte Zeitung.

Verlangen Sie Probenummern und Prospekte. Abonnements durch die Administration **WOCHE**

OLTEN, oder beim Vertreter.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich